

VIVIENNE VON WATTENWYL
IN BLAUE FERNEN

Afrikanische Jagdabenteuer

Mit eigenen Aufnahmen der Verfasserin

VERLAG HALLWAG BERN

Wir waren schon mehrere Stunden unterwegs und hatten offenes Gelände vor uns, als wir drei äsende Kudus sichteten. Das Glück war uns hold, denn wir sahen sie, bevor sie uns eräugten. Als der Bock sichernd das Haupt hob, traf ihn die Kugel in die Brust, und er brach auf der Stelle zusammen. Sein Gehörn war zwar bescheiden, doch besass sein Fell solch seidene Glanz und seine Formen solche Vollkommenheit, dass er uns als das schönste Geschöpf erschien, das wir je gesehen.

Am gleichen Tag fand Maithia eine Elefantenfährte. Zwar war sie nicht sehr frisch, dennoch nahm B. sie am folgenden Morgen auf. Er folgte ihr während zehn Stunden, und auf dem Rückweg hatte er eine unliebsame Begegnung mit einem Nashorn, das plötzlich schnaubend aus den Büschen auf ihn losfuhr. Der Angriff geschah so unerwartet, dass B., wie er mir nachher erzählte, wie hypnotisiert das heranstürmende Ungetüm anstarrte. Bevor er begriff, was geschah, war sein drohendes Horn zwei Fuss von seiner Brust entfernt. Er sprang gerade noch zur Seite, und das Nashorn raste in gerader Linie weiter. Es warf einen Träger zu Boden und begann dann, den armen alten Maithia im Kreis herumzujagen. Maithia wich nach links und rechts mit Katzensprüngen aus, manchmal so knapp, dass das Horn kaum einen Zoll von ihm entfernt schien. Es war verblüffend, mit welcher Gewandtheit das scheinbar so schwerfällige Tier sich drehen und wenden konnte. B. blieb im Anschlag, um eine günstige Gelegenheit für eine Kugel abzapfen, aber Maithia war viel zu nahe bei seinem Verfolger. Dieser gab glücklicherweise die Jagd auf, raste weiter und war bald

zwischen den Bäumen verschwunden. Maithia war knapp genug davongekommen; das Horn des Rhino hatte ihn so nahe gestreift, dass sein Lendentuch zerissen und eine Rippe gequetscht war.

Wir hatten viele Schauergeschichten von angreifenden Nashörnern gehört, und von solchen, die über die bewilligte Anzahl hinaus — angeblich aus Notwehr — erlegt wurden, und hatten dies nie so recht geglaubt. Das aber war nun ein solcher Fall, wo ein Nashorn ohne jegliche Herausforderung die Jäger angriff.

Über die folgenden Tage unserer Elefantenjagd ist nicht viel zu sagen; sie kamen uns vor wie ein böser Traum, indem wir uns Stunde um Stunde in betäubender Hitze vorwärts bewegten und in ein ewiges Wirrsal von Ästen und Zweigen starrten, bis die Augen uns in dem unbarmherzigen Sonnenglast schmerzten.

Rings um die beiden Hügel führte die noch frische Spur, und wir hielten sie, stundenlang einem Bachbett folgend. Die Fährte war enorm, sie mass fast 24 Zoll im Durchmesser, und wir waren überzeugt, dass es die Spur unseres Riesen-Elefanten sein musste. Wir stiessen auf seine frische, noch warme Losung, vielleicht kaum eine Stunde alt, und auf gebrochene Zweige, an deren Bruchstelle der Saft noch weiss und feucht war. Auch fanden wir Löcher im Sand, wo er mit seinen Stosszähnen nach Wasser gegraben hatte. Einmal führte die Spur aus dem Bachbett und die Böschung hinauf, und wir hofften schon, er habe sich nun entschlossen, einen Ruheplatz für den Tag zu suchen. Doch nachdem wir sie eine Stunde lang weiter verfolgt hatten, führte sie wiederum in das Bachbett zurück. Zweimal stiessen wir auf frische Spuren, mussten

aber beidemal feststellen, dass sie von andern Elefanten herrührten. Das Betrüblichste aber war die Unfähigkeit der Leute, die Spur zu halten. Je undeutlicher sie wurde, desto mehr schwatzten sie untereinander; wir hörten geduldig ihre zahllosen Palaver an, die dann doch nur zu ziellosem Umherwandern führten.

Das Gelände war scheusslich, undurchdringlicher Dornbusch bis auf die Wildwechsel. Es bestand wenig Aussicht, dass wir den Standort des Elefanten von einem Baumwipfel aus feststellen konnten, denn der Busch erstreckte sich meilenweit nach allen Seiten. Das knackende Unterholz verriet uns in einigem Umkreis, aber noch verräterischer war der Wind, der aus allen Richtungen zu wehen schien, bald von vorn, bald von hinten, kleine Windstöße, die sicherlich unsere Witterung immer wieder zu ihm hintrugen.

Es waren furchtbar anstrengende Tage (für mich war es ermüdend genug, jeden dritten Tag mitzukommen). Denn, wenn die Sonne sich feurigrot hinter den Morgennebeln erhob, waren wir schon unterwegs auf der Fährte, und wenn wir todmüde ins Lager zurückkehrten, war sie schon untergegangen. Wir erlaubten uns keine Rast während der Mittagshitze, und wir verdoppelten unsere Anstrengungen nach jedem erfolglosen Tag. Wenn man einer bestimmten Wildart nachgeht und keinen verräterischen Schuss riskieren darf, kommt einem oft anderes Wild verführerisch vor die Büchse. So sahen wir beständig Wasserböcke und kleine Kudus, die ganz vertraut nach uns äugten, und einmal zwei prachtvolle Impalaböcke, die mit hellem Getrappel aus dem Busch brachen und abschwenkten, als sie auf uns stiessen. Die schönste Begegnung aber war die mit zwei

äsenden Giraffen, auf die wir ganz unvermutet kamen. Die eine war uns zugekehrt und so nahe, dass wir ihre langen Wimpern erkennen konnten, und sie schlang gerade ihre dünne graue Zunge um einen Akazienzweig, als sie uns plötzlich eräugte. Einen kurzen Augenblick verhofften sie regungslos und schienen uns mehr neugierig als furchtsam zu betrachten, dann wandten sie sich beide und wurden flüchtig. Lautlos bewegten sie sich durch den scheinbar undurchdringlichen Busch mit sanften und fließenden Bewegungen wie Schiffe auf hoher See.

Wenn der Busch auch dicht und undurchdringlich war, so brauchten wir doch ein Verirren darin nicht zu befürchten. Auch wenn wir das Bachbett verliessen und dabei gelegentlich die Richtung verloren, so konnten wir stets von einem Baum aus die beiden Hügel sehen, nach denen wir uns orientierten. Als eines Abends B. nicht nach Hause kam und ich ihn vergebens im Lager erwartete, beruhigte mich das Wissen um diese beiden Orientierungspunkte sehr. Von allen Aufregungen, die man im Busch erleben kann, ist die Angst des einsamen Wartens das Schlimmste, sicherlich schlimmer als ein gefährliches Abenteuer, das man miterlebt. Man hat so schrecklich viel Zeit, sich auszumalen, was wohl geschehen sei und so wenig Möglichkeit, etwas zu tun, denn ohne eine Ahnung der einzuschlagenden Richtung kann man nicht dem ersten Gedanken nachgeben und eine Rettungskolonie abschieken. Alles, was übrig bleibt, ist, dass man an einem erhöhten Punkt ein Feuer anzündet und Signalschüsse abgibt.

Ein Leopard strich während der ganzen Nacht um das Zelt, schnüffelnd und von Zeit zu Zeit ein eiskal-

tes rauhes Fauchen ausstossend, das mich jedesmal aus dem Schlaf aufschrecken liess. Ich tastete nach der Büchse, fand sie aber entladen; die Streichhölzer konnte ich nicht finden, mit denen ich die Lampe anzünden wollte, um Patronen zu suchen. Das Feuer war ausgegangen, und so dauerte es eine Ewigkeit, bis die Morgendämmerung anbrach.

Erst gegen 10 Uhr früh kam ein Bote mit Nachricht. B. hatte an unserm früheren Lagerplatz übernachtet, dem ersten, den wir am Fluss unterhalb des Grabenrandes bezogen hatten.

Die Zelte waren schon abgebrochen und unsere Leute schon seit Tagesanbruch marschbereit. Die Träger schätzten die Strecke auf etwa fünf Stunden. Da ich schneller ging als sie, brach ich allein auf und ging voraus.

Am Nachmittag, als ich einem Hügel entlang wanderte, hörte ich einen Pfiff und entdeckte aufblickend B. auf halber Höhe des Hangs. Er hatte dort auf einen Chanler's Riedbock Jagd gemacht. Bald sassen wir beisammen im Schatten eines alten Affenbrotbaumes, und während der Koch das Feuer schürte und mit der Bratpfanne hantierte, berichtete B., was er inzwischen erlebt hatte.

Kurz nach ihrem Aufbruch am vorhergehenden Tag waren sie auf die Spur von vier grossen Elefantebullen gestossen. Maithia folgte ihr lange Zeit mit der Sicherheit eines Spürhundes, bis er unglücklicherweise ein Nashorn sah, das unter einem Baum schlief. Keine Macht der Welt hätte ihn dazu gebracht, an diesem Nashorn vorbeizugehen; ein langer Umweg kostete viel Zeit, und als sie die Spur endlich wieder aufnehmen

es ihm an Büchsen fehlte, hatte er so sehr allen Unternehmungsgeist verloren, dass er sogar an einem Tag, nachdem B. einen Büffel erlegt, behauptete, er könne kein Fleisch auftischen. Dies konnte ich ihm noch verzeihen; nicht aber, dass er nun noch B.'s Geburtstagskuchen zu Kohle verbrannte. Es sollte eine Überraschung werden, und ich hatte so wenig dabei mit Mandeln, Rosinen und Zitronat gespart, als ob das Kolonialwarengeschäft an der nächsten Ecke gewesen wäre. Alles in allem war es ein recht bescheidener Geburtstag: die Löwen brüllten die ganze Nacht, was B.'s erzwungene Ruhe doppelt lästig machte, denn natürlich wollte er aufstehen und einen Köder auslegen. Früh am Morgen zog ich wieder aus, um ihm einen Köder zu beschaffen. Ich pürschte erst auf Zebras, dann auf Wasserböcke, aber ohne jeden Erfolg, und kam am Ende eines langen Tages bedrückt nach Hause.

Als am Abend alles im Lager still geworden war, liess uns ein plötzliches Grunzen, von donnerndem Hufschlag gefolgt, auffahren. Ein Nashorn raste mitten durch die Lagerfeuer. Es schwenkte nur einmal herum und steuerte geradewegs auf das Zelt los, doch bog es im letzten Augenblick ab und verschwand krachend in der Dunkelheit. Die Boys behaupteten, die Maultiere hätten uns gerettet, indem sie so heftig nach ihm ausschlugen, dass sie ihm den Besuch verleideten.

Das Fauchen eines Löwen schien auf B. besser zu wirken als die beste Medizin; er schwor, er sei wieder bei Kräften, und es fehle ihm nichts als wieder einmal eine richtige Löwenjagd.

Wir brachen vor Tagesanbruch auf und sichteten auch bald einen Löwen, oder wenigstens einen Teil

erst spät am Nachmittag fanden. Der nächste Tag entschädigte uns aber dafür und für manchen andern erfolglosen Pürschgang, indem B. einen starken Kudubock erlegte. Hier trennten wir uns. Ich sollte sofort mit der Haut das Lager aufsuchen, während B. noch ein weibliches Kudu erlegen wollte. Wiederholt traf ich auf schmale Streifen von Palmenbestand, die ich für das Flussbett hielt, das ich aber erst spät am Nachmittag erreichte. Der Koch, der die Gegend kannte, hatte behauptet, Merty sei nur eine halbe Stunde von unserm letzten Lager entfernt, und unsere Leute hatten darum die Anweisung, dort das heutige Lager aufzuschlagen. Er hatte sich aber wiederum geirrt und versicherte jetzt, es seien noch drei Stunden bis Merty. Ein Gewitter hatte jede Spur verwischt, und nun wusste ich nicht, befand sich die Safari vor oder hinter uns.

Unterwegs erschlug der Koch mit seinem Stock eine Puffotter; niemand wollte sie anrühren, und so übernahm ich es, sie abzuhäuten.

Ich entschied mich dafür, dass die Safari hier noch nicht vorübergekommen sei und ging stromaufwärts durch das dichte Gestrüpp zurück, als uns unvermittelt ein Nashorn annahm.

Sehr verzagt und vorsichtig gingen wir weiter flussaufwärts. Ohne mir Rechenschaft abzulegen warum, wählte ich unter den vielen Wildwechseln, die nach allen Seiten liefen, einen, der von der ursprünglichen Richtung völlig abwich. Es war eine glückliche Eingebung, denn alsbald stand ich B. gegenüber. Hätten wir uns in diesem dichten Dschungel nur um wenige Meter verfehlt, dann wären wir unweigerlich aneinander vorbeigelaufen. Auch B. hatte sich verirrt, erriet

aber, als er die abgehäutete Schlange fand, dass ich dort vorbeigekommen war.

Inzwischen war es Abend geworden, und wir sandten zwei Boys voraus, um die Safari zu suchen.

B. hatte, kurz nachdem ich ihn am Morgen verlassen, sein weibliches Kudu erlegt, so dass nun auch Brahimo, mit der frischen Haut beladen, auf der Suche nach dem Lager im Busch umherlief.

Die Nacht brach herein, ohne dass wir von der Safari oder von den beiden Boys, die sie suchen gegangen, etwas hörten. Wir machten daher ein Feuer, und der Koch briet etwas Kudufleisch. Die Leute rührten es aber nicht an, da das Kudu nicht nach ihrem Brauch geschächtet war. (Durchschneiden der Gurgel.)

Fast die ganze Nacht hindurch regnete es in Strömen, dennoch unterhielten wir ein loderndes Feuer, und nachdem ein Schutzdach für die Kuduhaut hergestellt war, wickelten wir uns in die Decken der Maultiere, und mit den Sätteln als Kopfkissen schliefen wir, so gut es eben ging. Die Safari fand uns bald nach Tagesanbruch. Das Lager war kaum eine Meile von uns entfernt gewesen, doch die Dunkelheit und das umherstreifende Nashorn hatten genügt, uns für die Nacht zu trennen. Der arme Brahimo hatte auf einem Baum übernachtet. Seine Kuduhaut war ganz durchweicht, und da der Regen am folgenden Tag nicht aufhörte, konnten wir sie nur trocknen, indem wir sie aufspannten, ein Schutzdach darüber bauten und auf jeder Seite ein Feuer unterhielten. Die ständige Überwachung des Trocknens beschäftigte mich bis zum Abend, als B. mit einem erlegten Grévy-Zebra zurückkam, als Ersatz für die von den Hyänen ruinierte Haut.



Weisses Nashorn, Rhino-Camp

Das Semliki-Tal und der Weisse Nil

Erst an einem Nachmittag gegen Ende November, als die Abendsonne die Vorberge des Ruwenzori vergoldete und die ungeheure Tiefebene von Semliki sich zu meinen Füßen weitete, konnte ich ganz daran glauben, dass dieser letzte Jagdzug greifbare Wirklichkeit geworden war. Ich stieg die Böschung hinab in das weite Tal, in dem die Bäume, die Erde, ja selbst die Steine Leben zu atmen schienen. Das Gurren der Turteltauben verschmolz mit der Stille rings um mich her, und jetzt erst erfasste ich, dass ich wieder zurück durfte in die geliebte Wildnis. Aber erst, als die Nacht hereingebrochen war, als der altgewohnte Gesang der Grillen zu ertönen begann, und als sich mein Zelt wiederum unter dem sternbesäten Himmel spannte, wurde mir ganz bewusst, wieviel Dank ich der gütigen Hilfe und wohlwollenden Unterstützung schuldig war, ohne die ich es nimmermehr hätte durchsetzen können, meine selbstgesteckte Aufgabe zu Ende zu führen.

Auf den Ituri-Wald hatte ich allerdings verzichten müssen; das schwerwiegendste Argument dagegen war, dass er nicht auf britischem Gebiet lag.

Die Erbeutung des weissen Nashorns war allein schon eine gewaltige Aufgabe. Ich hatte unbeirrt daran festgehalten, dass ich sie bewältigen könne, aber jetzt, da die formalen Schwierigkeiten beseitigt waren und nur diejenigen übrigblieben, die in der Natur des Unternehmens lagen, schien das Unternehmen plötzlich

gewaltig zu wachsen. Denn jetzt handelte es sich nicht mehr um die Sammlung allein, bei der es niemanden als mich kümmerte, ob es gelang oder nicht. Diesmal ging es um mehr: von allen Seiten war ich unterstützt worden, bis zu einem gewissen Grade glaubte man an mich, und so war ich doppelt und dreifach zum Erfolg verpflichtet.

Es war keinerlei Gefahr dabei, denn es gibt kaum ein harmloseres Wesen als das weisse Nashorn und kaum ein Wild, das leichter über den Haufen zu schießen ist. Die Schwierigkeit lag darin, ein kapitaless Stück ausfindig zu machen und noch mehr, die ganze Haut zu bergen, die dicker ist als die des Elefanten. Schon vor Monaten hatte man uns auf die grossen Schwierigkeiten aufmerksam gemacht, das Lostrennen des Horns allein sollte einen ganzen Tag erfordern. Ähnlich wie beim Elefanten war die Bergung der Haut eine Frage rascher Arbeit. Das Klima war hier denkbar ungünstig, denn im Niltal herrschte eine feuchte Hitze, wie in den Lorian Sümpfen zur Regenzeit.

Meine Leute aber waren mit Leib und Seele bei der Sache, und so war schon vieles gewonnen. Bis dahin aber hatte ich noch beinahe zwei Wochen Zeit, um im Semliki-Tal einen guten Wasserbock zu erbeuten.

Captain S., der jeden Fussbreit in diesem Distrikt kannte, hatte mir den Standort der besten Böcke am Ufer eines kleinen Flusslaufs, dem Dura, genau beschrieben und mir sogar einen ungefähren Situationsplan aufgezeichnet; wenn es mir also nicht gelang, ihn zu erbeuten, so war mangelnde Kenntnis der Örtlichkeit sicherlich nicht die Ursache. Andererseits konnte ich kaum eine ungünstigere Jahreszeit gewählt haben.

Das Gras war noch zu grün, um zu brennen, und doch schon so hoch, dass es uns stellenweise über den Kopf reichte. In einer solchen Dschungel, konnte es passieren, dass man auf fünf Meter an einem Rekordbock vorbeispazierte, ohne eine Ahnung von seiner Nähe zu haben.

Man konnte geradesogut im Dunkeln jagen wie zwischen diesen undurchdringlichen Graswänden, über die man nur hin und wieder Ausblick hatte, wenn man auf einen Baum kletterte. Mindestens zweimal wären wir buchstäblich über Büffel gestolpert, wenn Kuhreiher (die fast stets die Büffel begleiten) nicht Alarm geschlagen hätten.

Mein Spezialjagdschein gab mir das Anrecht auf zwei Wasserböcke, aber schon am dritten Tag hatte ich mir die eine Möglichkeit für einen davon verdorben. Das war so gekommen: Nach einem langen Marsch schlugen wir das Lager an einer Wasserstelle auf. Die Boys hatten einen Bock gesichtet, dessen Spur wir sogleich aufnahmen, ohne ihn aber einzuholen. Kurz vor Sonnenuntergang sahen wir ihn gegen die Wasserstelle zurückwechseln. Ich postierte mich an seinem Wechsel und hatte ihn bald auf Schussweite vor mir. Sein Gehörn liess mich vor Aufregung zittern, aber — leider — traf die Kugel nur zu gut, denn das Gehörn, das 32 Zoll zu überbieten schien, mass keine Fingerbreite mehr als 28 Zoll.

Um mir die letzte Chance nicht nochmals zu verderben, war ich jetzt entschlossen, die Ufer des Dura systematisch abzusuchen, bis mein Aufenthalt dem Ende zuging, und dann erst auf den stärksten Bock Jagd zu machen, den ich unterdessen beobachtet. Aber

es war eine ermüdende Beschäftigung und besonders für meine Leute entmutigend, denn, hatten wir nach stundenlanger Pürsche ein Rudel gefunden, und ich sah kein wirklich befriedigendes Gehörn darunter, dann half nichts, ich wendete mich konsequent ab, um weiter zu suchen.

Nicht genug damit, ehe 24 Stunden um waren, zeigten sich bei mir dysenterieartige Erscheinungen, die wohl auf das stark salzhaltige Wasser des Dura zurückzuführen waren. Es war mir bald klar, dass ich unter diesen Umständen über kurz oder lang auf den zweiten Wasserbock verzichten musste. Als ich darum eines Morgens, drei Tage ehe das Schiff fällig war, schon mindestens acht recht gute Böcke ausgeschieden hatte und einen einzelnen Bock antraf, von dem die Boys versicherten, er sei stärker als alle bisher gesehenen, beschloss ich, meine Karte auf ihn zu setzen.

Seine Verfolgung hielt uns so sehr in Atem, dass auch ich mich allmählich dafür begeisterte. Endlich, als er zwischen zwei Büschen ungedeckt verhoffte und die Sonne sein kühngeschweiftes Gehörn beleuchtete, verliessen mich die letzten Zweifel, und ich gab Feuer. Aber — das angelegte Bandmass ergab nicht mehr und nicht weniger als $30\frac{1}{2}$ Zoll.

Selbstvorwürfe nützten nun nichts mehr; ich verschob sie auf später. Vorläufig stellte ich mich, als sei ich ganz zufrieden, um das Entzücken der Leute nicht allzusehr zu dämpfen, sie hatten sich ja mit nie versagender Geduld für ihn ins Zeug gelegt, während vieler Tage, die uns wie ebenso viele Wochen vorkamen.

Als ich die Gehörnmasse der beiden Böcke mit dem am Kinyonza erbeuteten Bock verglich, fielen mir

charakteristische Unterschiede auf: Der Bock vom Kinyonza hatte eine um beinahe sechs Zoll grössere Schulterhöhe. Die Kobs (Moorantilopen) hingegen scheinen im Semliki-Tal grösser zu sein als am Kongo. Da sie überdies um Seher und Lauscher eine deutliche weisse Zeichnung aufwiesen, erlegte ich ein Paar. Die Schulterhöhe des Bocks übertraf die der grössten Stücke vom Kongo um drei Zoll.

Die Stunde vor Sonnenuntergang war mir immer die liebste Tageszeit; dann griff ich zur Schrotflinte und wanderte ohne Begleitung in den Busch, um etwa noch ein Perlhuhn zu erlegen. Einmal begegnete ich dabei einem Wasserbock; nur wenige Meter voneinander entfernt hielten wir an und bäugten uns gegenseitig. In der Abendsonne glänzte er kupferrot. Dann senkte er wieder beruhigt den Kopf und fuhr fort, zu äsen, als wüsste er, dass er nichts von mir zu befürchten habe.

In meiner Einsamkeit waren solche Manifestationen des Zutrauens ein süsser Trost; es war, als ob die Natur mich als zugehörig betrachtete, ja mehr noch, als zugehörig anerkannte. Und mit diesem Wissen um meine Zugehörigkeit fühlte ich mich geborgen.

Zwischen dem Semliki und Rhino-Camp unterbrach die «Baker» ihre Fahrt in Butiaba, einem kleinen Hafenort am Ufer des Albertsees, am äussersten Ende einer öden, sandigen Landzunge. Eine ganze lange Woche musste ich dort warten. Weder Träger noch Proviant waren hier aufzutreiben, und damit gab es keine Möglichkeit, der eigenen Trübsal zu entrinnen.

Übrigens konnte ich von Glück sagen, dass ich überhaupt bis hierher gekommen war: in meinem Tagebuch hatte ich dem November gedankenlos 31 Tage gege-

ben und entdeckte erst in letzter Stunde, dass ich nun mit meiner Zeitrechnung um einen Tag zurück war. Es war drei Uhr nachmittags, als ich ganz zufällig meinen Irrtum an einem Kalender auf der Rückseite eines Schreibblocks bemerkte. Vom Lager bis zum Ufer des Sees war es noch ein guter Tagesmarsch. Sofort brachen wir auf und kamen kurz nach Sonnenuntergang nach Ntoroko, und bei Tagesanbruch lief die «Baker» ein. Hätten wir sie verfehlt, dann wäre aus dem weissen Nashorn nichts geworden, denn wir hätten nochmals zwei Wochen verloren, und der Jagdpass erlosch Ende des Jahres — ein etwas teures Lehrgeld, um sich zu merken, dass der November nur dreissig Tage zählt.

In diesem halbzivilisierten Nest war es mir nicht möglich, mein Zelt aufzuschlagen, ich musste in einem Rasthaus Quartier nehmen. Hier fand ich nichts anderes zu tun als die Wasservögel am Seeufer zu beobachten und mich darin zu versuchen, die unbeschreiblich schönen Sonnenuntergänge zu malen, bis der Regierungsbeamte sich meiner erbarmte und mir ein Kanoe mit Ruderern zur Verfügung stellte. Nun verbrachte ich Tag und Nacht mit erfolgloser Jagd auf Flusspferde. Vernünftigerweise hätte ich diese Woche zu gründlichem Ausruhen benutzen sollen, aber ich konnte keine innere Ruhe finden, und ausserdem hoffte ich hier unsern Misserfolg vom Viktoriasee wettzumachen.

Des Nachts, wenn der Mond auf den See herabschaute und die Kongoberge in unendlicher Ferne wie ein silberner Schleier über dem Horizont ruhten, erhob sich das rhythmische Schlagen der Negertrommeln. Immerfort dröhnte ihr pulsierender Schlag, und ferne

Stimmen hoben und senkten sich in steter Wiederholung einer so wilden, unheimlichen und seltsam traurigen Melodie, dass ich fast wahnsinnig wurde vor Trübsinn.

Nicht nur meine kleine Ginsterkatze hatte ich zurücklassen müssen, auch Major, mein treuer Gefährte, war nicht mehr bei mir, ein Verlust, der meine Einsamkeit hundertfach fühlbar machte.

Ich hatte mich im letzten Augenblick überreden lassen, ihn nach Entebbe zurückzuschicken, wegen der Ansteckungsgefahr durch die Tsetse-Fliege im Semliki-Tal. Noch heute bereue ich bitter, dass ich dieses Risiko nicht auf mich genommen hatte. Denn während ich ihn jeden Tag in der Wildnis mehr vermisste, lag er — wie ich später erfuhr — von früh bis spät in Government House vor der Tür und wartete auf mein Kommen. Er schien taub für alles, was um ihn vorging und sprang nur auf, wenn er glaubte, meine Schritte zu hören, um dann, enttäuscht, kläglich aufzuheulen. Einen Monat später sollte Lady Archer ihn auf ihrer Reise nach dem Sudan selbst zu mir nach Rhino-Camp bringen. Im Durcheinander der Abreise aber verschwand Major. Vielleicht wollte er mich suchen gehen? Er wurde bald darauf gefunden, zerrissen und blutig, nach einer Beisserei mit sechs Eingeborenenhunden, die zusammen über ihn hergefallen waren; vielleicht hatte er geglaubt, er verteidige mich gegen sie? Er hatte nicht nachgegeben, sein tapferes altes Herz hatte einfach aufgehört zu schlagen.

Auch die Woche in Butiaba ging schliesslich vorüber, und nach achtzehnstündiger Fahrt legte die «Baker» unter den Bäumen von Rhino-Camp an.

Mehr als je sehnte ich mich nach der freien Wildnis, und ich hätte mich am liebsten sogleich zur nächsten Wasserstelle aufgemacht. Aber im Innern gab es kein Wasser, und so blieb mir keine Wahl, als das Zelt bei dem Rasthaus unmittelbar am Fluss aufzuschlagen. Captain W., der zu meinem Schutz hierher beordert wurde, eröffnete mir dies gleich bei meiner Ankunft. Er war beauftragt, in Rhino-Camp zu bleiben, bis das weisse Nashorn glücklich erlegt war.

Wäre ich allein gewesen, dann hätte ich, dem Beispiel B.'s folgend, meine Zeit wenn nötig bis zur Sylvesternacht ausgenützt, um mir ein möglichst starkes Exemplar zu sichern. Aber ich war ja nicht allein, und es war undenkbar, dass ich mit einem Begleiter, der nicht das geringste Interesse an meinen Plänen haben konnte, Tag für Tag auszog, unbekümmert um die verrinnende Zeit. Hätte ich es so gehalten, dann würde mein Nashorn zweifellos noch heute durch die Dschungel streifen.

So aber hatte die Jagd nach drei Tagen schon ihr Ende erreicht, und ich war überaus dankbar für alle Hilfe, die mir zuteil wurde, denn ich machte mir jetzt ständig Sorge darüber, ob ich weiteren Anstrengungen noch gewachsen sei. Ich hätte die Schmach kaum überlebt, mich in letzter Stunde für geschlagen erklären zu müssen, nur weil ich mich körperlich nicht auf der Höhe fühlte, jetzt, nachdem ich so viele und so grosse Schwierigkeiten überwunden hatte.

Das Gras stand hier ebenso hoch wie im Semliki-Tal, und da wir nach zwei Pürschgängen einsahen, dass wir unter diesen Umständen kaum je ein Nashorn zu Gesicht bekommen würden, setzten wir es in Brand.

Glücklicherweise war es schon trocken genug, und bald verbreitete sich der Widerschein des Steppenfeuers über den nächtlichen Himmel. Darnach war die Gegend in eine verkohlte Steppe verwandelt, jeder Tritt wirbelte Wolken von Asche auf. Aber man konnte wenigstens sehen.

Bei klarem Sternenlicht brachen wir auf — unvergesslich ist mir der herbe Geruch der taufeuchten Asche —, und als der Osten sich zu röten begann, waren wir an der Stelle angelangt, an der wir zuletzt eine Nashornspur gesehen. Die Leute verteilten sich, um die Umgegend abzusuchen, aber die Sonne stand schon hoch am Himmel, und Tau und Morgenfrische waren lange dahin, bis eine Meldung eintraf. «Wieder ein Tag verloren», dachte ich, doch schliesslich konnte ich nicht erwarten, dass ein weisses Nashorn ohne harte Anstrengungen zu erbeuten sei. Wir hatten übrigens schon zwei oder drei Bullen zu Gesicht bekommen, aber als zu schwache Stücke ausgeschieden. Doch nun kamen die Askaris zurück und meldeten, dass sie ganz in der Nähe ein äsendes Nashorn gesehen hätten.

Der Wind war unbeständig, denn es war zu jener Tageszeit, da er unentschlossen abwechselnd aus allen Himmelsrichtungen bläst. Dreimal zwang er uns umzukehren, und als wir die bezeichnete Stelle endlich erreichten, war von dem Nashorn nichts mehr zu sehen als seine sich entfernende Spur in der Asche.

Mittag war schon vorüber, als wir drei Nashörner im Schatten einiger Bäume erblickten, eine Kuh mit Kalb und einen Bullen nicht weit dahinter. Wieder galt es zu entscheiden, ob das Horn die erhoffte Länge habe. Als er das Haupt hob, ein schwarzes Profil gegen das

grelle Licht der Steppe, sah es riesig aus, unter einem andern Winkel unbedeutend, dann wieder liess seine kühngebogene Linie mein Herz schneller schlagen. Ich hob das 30-Zoll-Mass in die Höhe, das S. E. der Gouverneur mir für eine annähernde Schätzung empfohlen hatte, aber noch immer konnte ich mich nicht entschliessen. Captain W. bezweifelte, dass es das erforderliche Mass erreichte, während die Leute es für riesig erklärten. Das taten sie aber stets, und sie hatten ja noch nie vorher ein weisses Nashorn gesehen. Schliesslich vertauschte ich die Büchse mit der Kamera und pürschte mich näher heran. Doch das Nashorn eräugte mich und wurde flüchtig, ich hinterher, um noch eine Aufnahme zu erhaschen, bis ich bei einem Busch beinahe in die Kuh mit dem Kalb rannte, und alle drei verschwanden in einer Wolke von Asche und Staub.

Wir waren noch nicht weit gekommen, als wir wieder auf einen Bullen stiessen, dessen Horn diesmal einstimmig für kapital befunden wurde.

Das hier noch hohe Gras erforderte einen Schuss im Stehen. Während wir uns vorsichtig anpürschten, wobei das Nashorn unruhig zu werden begann, kamen mir hundert Bedenken, ob ich nicht noch zuwarten sollte. Ich zögerte noch, als Muthoka flüsterte, das Nashorn sei im Begriff, sich zur Flucht zu wenden. Jetzt oder nie! Liess ich auch diesen Bullen gehen, so waren mir wieder endlose Strapazen gewiss, und würden wir wohl wieder einem annähernd so starken Bullen begegnen? Es war wohl, weil ich meines Entschlusses nicht ganz sicher war, denn als ich abdrückte, fehlte ich dieses riesige, nicht zu verfehlende Ziel.

Er warf sich herum und polterte davon, in wenigen Augenblicken würde er mir endgültig verloren sein. Ich nahm mich also zusammen und schickte ihm eine Kugel nach. Er hielt in seiner Flucht inne und gab mir Zeit, mich zu nähern. Ich kauerte auf die Erde, zielte lange und sorgfältig auf die Mitte der Brust und gab Feuer. In einem letzten wilden Anlauf donnerte er vorüber, und dabei schien mir sein Horn kaum noch einen Fuss lang. Das benahm mir alle Lust, auch nur hinzugehen, um ihn aus der Nähe zu besehen.

Da er indessen jetzt verendet vor mir lag, war das Nächstliegende, mit dem Abhäuten zu beginnen. Im übrigen war es interessant, ein weisses Nashorn aus der Nähe zu betrachten, denn sein merkwürdig breites Maul, dem die Greiflippe fehlt, die grossen, mit schwarzen Borsten befransten Lauscher gaben ihm ein dem gewöhnlichen schwarzen Nashorn recht unähnliches Aussehen, von dem es auch eine etwas hellere Färbung unterschied. Nach den Aufregungen der Jagd war mir das Hantieren mit dem Bandmass stets besonders langweilig erschienen; in diesem Fall mussten wir den Kadaver unterhöhlen, um seinen Leibesumfang zu messen.

Es brauchte zehn Askaris, um den ungefügigen Körper auf den Rücken zu wälzen und ihn so im Gleichgewicht zu halten, während ich darauf kletterte und die nötigen Schnitte zog. Muthoka hatte die Klinge geschärft wie ein Rasiermesser, und das war auch notwendig, denn sogar am Bauch war die Haut fast einen Zoll dick.

Als die Leute zum Abhäuten eintrafen, waren wir schon ein gutes Stück vorwärtsgekommen, aber das

Loslösen des Horns war eine schwere Aufgabe, und die Sonne ging unter, während wir noch immer daran schnitten und hackten. Ein Trupp von Wegarbeitern, die sich für das Wildbret interessierten, kam uns sehr gelegen. Sie zimmerten eine Art Rost, dreissig Mann luden die Last auf ihre Schultern und brachten sie so ins Lager ein.

Als wir den Rückweg antraten, war es wiederum im Sternenlicht, aber selbst nach einem bescheidenen Erfolg ist auch eine späte Heimkehr ein kleines Fest und lässt keinen Gedanken an Müdigkeit aufkommen. Ein um ein paar Zoll längeres oder kürzeres Horn ändert nichts an der mühseligen Arbeit des Abbalgens, und ich hatte schon lange Bedenken gehabt, ob nur vier erfahrene Leute sie bewältigen konnten.

Nun musste noch die ganze Haut dünngeschabt werden. Ein Dutzend ansässiger Eingeborener wurden zugezogen, so dass zwanzig Mann damit beschäftigt waren; wir arbeiteten den ganzen Tag von sechs Uhr früh bis sechs Uhr abends. Es war eine harte, anstrenghende Arbeit, aber was machte das? Der Augenblick, an dem wir an der Trophäe des weissen Nashorns arbeiten konnten, war während vieler Wochen der Gipfel all meiner Wünsche gewesen.

Am folgenden Tag sollten S. E. der Gouverneur und Lady Archer auf der Fahrt nach dem Sudan an Rhino-Camp vorbeikommen. Captain W. liess durch seine Askaris Berge von Papyrus-Stauden holen, und wir unterhielten uns den ganzen Morgen damit, das Lager auszusmücken. Über den Ehrensitzen brachten wir ein Wappenschild an, mit einem schreitenden weissen Nashorn, darunter das Motto: «White is

might». Über den Landungssteg hängte ich ein Tuch, worauf ein aus weissem Kattun ausgeschnittenes Nashorn prangte und darunter das Wort: CAMP. Dieses Nashorn war mit bloßem Auge auf weite Entfernung sichtbar und schloss jede Möglichkeit aus, dass die «Baker» versehentlich an Rhino-Camp vorüberfuhr.

Das andere Nashorn lag auf einer Plattform unter den Bäumen ausgebreitet, und schnell gab ich dem Horn noch eine letzte Politur. Erde und Schmutz hatte ich mit Wasser und Seife abgeschrubbt und es dann mit Vaseline eingerieben. Dies brachte einen so schönen Bernsteinglanz hervor, dass man wirklich versucht war, es zu bewundern — wäre es nur um drei Zoll länger gewesen. Mir bangte etwas vor dem Augenblick, da ich diese 28 Zoll eingestehen musste, denn der Gouverneur hatte ausdrücklich betont, dass eine Trophäe unter 30 Zoll nicht in Frage kommen dürfe; ich fürchtete, er möchte bedauern, sich meinerwegen solche Mühe gegeben zu haben, wenn ich nichts Besseres zuwege brachte.

Als Seine Excellenz nun doch nicht so enttäuscht dreinschaute, wie ich befürchtete, das Horn sogar sehr schön fand und seine breite Basis bewunderte, war mein erstes, in «Ward's Records» nachzuschlagen, denn an diesen Trost hatte ich nicht gedacht.

Die «Baker» setzte ihre Reise fort, Captain W. kehrte nach Arua zurück, und mir blieben noch zehn Tage in Rhino-Camp.

Während der ganzen Jagdreise, bereits in den ersten Tagen, hatte mir oft geträumt, sie sei schon zu Ende, aber ich war immer wieder erwacht mit dem Blick auf den umgekehrten V-förmigen Ausschnitt von blauem

Himmel unter dem grünen Zeltdach. So freudig stimmte mich dann solches Erwachen, dass ich jedesmal hätte hinauslaufen mögen, um der aufgehenden Sonne meinen Gruss zuzujubeln. Nun aber wurde aus dem Traum bald Wirklichkeit, und mein Erwachen würde umschlossen sein von vier Wänden, fern der freien Natur.

Jede Stunde brachte mich dem Tag näher, an dem ich mich von ihrer heilenden und segnenden Gegenwart losreissen und allein mit meinem tiefen Schmerz wieder zurückkehren musste in die Einöde der Zivilisation.

Jetzt kam mir erst zum Bewusstsein, wieviel ich dem weissen Nashorn verdankte, denn bis dahin hatte es sich wie ein mächtiger Berg vor das Ende geschoben. Meine Erschöpfung äusserte sich in einem so ungeheuren Schlafbedürfnis, dass mir nur übrig blieb, entweder dauernd zu arbeiten oder auf immer in Schlaf zu sinken. Doch noch hier half mir das Nashorn, Gedanken an die Zukunft, vor der mir graute, zu verdrängen, denn seine Haut drohte zu verderben, und ich hatte soviel Sorge und Arbeit damit, sie zu schaben, mit Chemikalien zu behandeln und zu überwachen, dass mir keine Zeit blieb, meinen Gedanken nachzuhängen.

In diesen letzten Tagen unterlag ich mehr und mehr dem Zauber des Nil. Stundenlang konnte ich in seine langsam und ruhig ziehenden Fluten schauen, bis mein ganzes Wesen mit dem tiefen und doch zielbewussten Frieden seiner Strömung eins zu sein schien. Ausgestreckt lag ich neben dem Fluss, wie man an Lethes Ufern liegen mag, im Schauen die Gedanken befreit, in erlöstes Vergessen getaucht.

Er glitt so friedlich vorüber, ohne Hast und Rast, auf seinen Wogen trieben schaukelnd die kleinen Nilpflanzen* vorbei und verschwanden in der Ferne. Man mochte sitzen und seinem Lauf nachträumen, stundenlang oder durch tausend Jahre hindurch, der Strom war an sich schon ein Symbol der Zeit. Spiegelte sein Lauf nicht die ganze Entwicklung wieder? Hier, nahe seinem Ursprung, sind seine Ufer wild und unberührt, seine Anwohner so primitiv wie der erste Mensch, und an seinem Ende, nachdem er Wüsten durchmessen, spiegeln sich Brücken und mächtige Kulturen vieler Epochen in seinen Wassern. Wie die Eingeborenen, die am Ufer sitzend über ihn hinblickten, schien dieser Strom Sinnbild einer unerschütterlichen Geduld, einer Geduld, die schliesslich alles zu überwinden vermag. Es ist dieselbe Geduld, die dem Neuling überall entgegentritt, eine aufreizende Apathie und fühllose Gleichgültigkeit, ein Fatalismus, der einen in Wut zu versetzen vermag. Und doch liegt hier vielleicht das Geheimnis: Afrika ist zu mächtig für etwas so Brüchiges wie die Ungeduld, und unsere Stärke liegt nicht darin, unsern eigenen Willen dagegen zu stemmen, sondern uns einzufügen.

Was mich in all den Monaten des Jagens immer wieder beeindruckte, das war der stoische Mut des Wildes; stets kämpfte es bis zum letzten, keine Schmerzempfindung dämpfte je seinen Lebensmut, nichts brach ihn als der Tod selbst. Auch die Leute waren Stoiker. Zugegeben, sie hatten hundert Fehler, mangelnde Geduld durfte man ihnen jedoch nicht vorwerfen.

*) Nile cabbages (*Pistia stratiotes*).

Der Tag war gekommen, an dem sie die Rückreise nach Nairobi antreten mussten. Da kam jeder einzelne zu mir und bat mich, ihn bei der nächsten Safari wieder mitzunehmen. Das war Musik in meinen Ohren, und ich machte mich daran, die Fleischmesser einzufetten und sorglich in die Werkzeugkiste zu packen, nicht damit die «African Mercantile» nach Belieben darüber verfüge, sondern sie mir aufbewahre.

Es war fast Mitternacht, als die «Baker» wiederum anlegte. Ich war der Finsternis dankbar, denn vor dem Abschiednehmen war mir gar nicht recht geheuer. Noch dankbarer war ich dem alten Mvanguno, der einen hartnäckigen Streit um einen Kochtopf vom Zaun brach, auf den er alleiniges Recht beanspruchte trotz allen Argumenten, die Abde gegen ihn ins Feld führte. Das gemahnte so sehr an alte Zeiten, dass der Abschiedsschmerz für den Augenblick vergessen war.

Und schliesslich endete der Zauber der «Blauen Ferne» ja nicht mit dem Verlassen von Rhino-Camp. Die Strecke von Nimule nach Rejaf, die ohnehin nie von Touristen heimgesucht wird, war zu dieser Jahreszeit so verlassen, wie ich es mir nur wünschen konnte, nie begegnete ich einem Weissen. Nur einmal, am Neujahrstag, überholte mich ein Missionar auf seinem Fahrrad und bedauerte mich, weil ich zu Fuss gehen musste. Ich konnte es ihm nicht erklären, aber nicht um alle Fahrräder der Welt hätte ich auf einen Schritt dieser letzten Wanderung verzichten mögen. Es war ein herrlicher, anstrengender Marsch, denn die «Baker» hatte sich verspätet, das Schiff in Rejaf aber nicht, so dass mir nur noch sechs Tage blieben, um diese 96 Meilen zurückzulegen.

Ich befand mich jetzt im Sudan, in glühender Wüstenhitze, und marschierte nur in der Nacht. Wild gab es wenig, aber ich liebte diese einsame, steinige Strasse, über der jeden Morgen die Sonne in feuriger Pracht aufging, während der Wind in Orgeltönen zwischen den Felsblöcken brauste.

Die letzte Etappe war die schönste von allen, denn während die Sterne noch funkelten, rollte eine alte, wohlbekannte Musik, die machtvolle Stimme eines brüllenden Löwen über die Ebene. Wieder und wieder erschütterte ihr Donner das Schweigen und verlor sich dann ausklingend unter dem Himmel. Dann stieg leise aus grauen Nebeln die Dämmerung herauf, ein leichter Wind erhob sich und wirbelte die dürren Blätter am Boden auf, während die erste Morgenröte ihre hauchzarten Farben über die Wüste legte.

In Rejaf gab es alle Hände voll zu tun: Einfuhrscheine für die Gewehre waren auszufertigen, Geld musste gewechselt, Zoll bezahlt werden. Aber ich war glücklich über diese Ablenkung, die mir weniger Zeit liess, über das andere nachzudenken — über den Verkauf des Zeltens und der Ausrüstung und all der Dinge, die mir so vertraut geworden waren. Ich muss es dem Leser gestehen, dass ich im letzten Augenblick die Säge wieder auspackte und die Zeltstange unter der Fassung entzweisägte. Es war das Stämmchen, das wir im Wald von Meru geschnitten hatten.

Jetzt musste ich auch Jim und den Koch entlassen, die mich bis zum letzten Tag der Safari begleitet hatten, und schliesslich kam der Dampfer in Sicht. Es war zwischen ihm und mir ein Wettrennen gewesen, das ich gewonnen hatte. Bis zuletzt hatte ich noch gehofft,

seine Ankunft würde irgendwie verhindert, aber jede Drehung seiner Schaufelräder, ja selbst die Strömung schienen sich gegen diese Hoffnung zu verschwören. Und es war gut so, denn so gerne ich die ganze Jagdreise noch einmal unternommen, meine Kräfte hätten kaum noch für einen Tagesmarsch gereicht.

Wir lichteten die Anker erst in der Nacht, so blieb mir noch Zeit, den Berg von Rejaf zu besteigen. Um seinen Gipfel kreisten die Weihe, und die granitene Zacken glimmten im Abenddämmer. Unter mir dehnte sich der Nil von Horizont zu Horizont, und die Erde wölbte sich unter dem Himmel, soweit das Auge reichte. Hier und da verstreut ein Hügel, eine Gruppe von Büschen und eine gewundene Strasse. Wohin mochte sie führen? Irgendwohin in die untergehende Sonne hinein oder dem Morgen entgegen, wie alle Strassen in Afrika. Glückliche, wer auf ihnen wandern darf.